

Vorwort

Vor zwölf Jahren gelang meine Flucht aus Deutschland nach Kamerun.

Ich schließe die Augen und blicke zurück auf jenes aufregende Jahr 2015 in einem fernen Lande weit hinter dem Meer. Monatelang erlebte ich damals die seltsamen Sitten dieses Landes, bestand sogar alle Abenteuer mit der Deutschen Bahn und schlug mich durch den gefährvollen Dschungel von Städten wie Stuttgart, Frankfurt und Berlin. Aber auch an magische Orte zog es mich, vom Hölderlinturm über den Loreleifelsen bis zur Pfaueninsel am Wannsee, mit Picknick und Currywurst.

Ich verhehle es nicht, ich liebe Deutschland seit meiner Kindheit. Ich liebe den exotischen Reiz jener Weltgegend im tiefsten Mitteleuropa.

Damals war das Land zerrissen. Ich bekam es vor allem mit einer Kultgemeinschaft zu tun, die sich einer so genannten „Willkommenskultur“ verschrieben hatte, der auch die seinerzeitige Kanzlerin Merkel huldigte. Von manchen Anhängern wurde die Kanzlerin als Mutti oder gar als Prophetin verehrt. Ihr Stamm sah sich damals als Elite. Ihr Wappen war die Raute, Totem war die bunte Regenbogenfahne. Unter ihr sammelten sich gutmütige Idealisten ebenso wie fragwürdige Figuren.

Hier waren starke Nerven gefragt. Denn im Einflussbereich dieses Kults führte mein Weg mich immer wieder aufs Neue in Geisterbahnen, wo bizarre Gestalten mit woodooähnlichen Praktiken nach mir griffen. Die Flucht aus diesen grellbunten Schreckensorten wurde mein Schicksal.

Immer wieder aber hatte ich auch Kontakt mit dem Deutschland, das vom Kult weniger ergriffen war oder die Angelaverehrung gar offen und ketzerisch ablehnte. Auch damals schon muss dies die Mehrheit gewesen sein.

Meine Expedition in diese fremden Welten endete auf spektakuläre Weise. Es gelang mir am Ende, mich glücklich aus allen Gefahren zu befreien und in Kamerun Schutz, Integration und Teilhabe zu erlangen.

Wenn ich später nach Deutschland zurückkehrte, staunte ich. Die anstrengenden Rituale der „Willkommenskultur“ hatten sich nach und nach gemildert, der Einfluss dieses Kultes nahm immer mehr ab. Jene wilde Zeit der Ära Merkel wurde allmählich von vielen als Verirrung gesehen.

Jahre vergingen, glückliche Jahre in meiner Heimat, wo ich meine geliebte Frau Sandrine fand und Vater dreier Kinder wurde. Hier arbeite ich in der Außenstelle des Goethe-Instituts von Jaunde, umgeben von meiner kleinen Bibliothek, im Kreise meiner Studenten.

Doch nun gilt es, Rückschau zu halten und das Geschehene dem Sog des Vergessens zu entreißen, um damit alte Geister zu bannen.

Außer meinen Kindern in einer fernen Zeit wird niemand diese Zeilen zu Gesicht bekommen. Hier kann ich in stillem Vergnügen vom bittersüßen Saft der Erinnerung kosten.

Die Sprache kann hier so sein, wie ich sie liebe. Ich schreibe im Schutze von Thomas Mann. Keine Rücksicht auf einen flüchtigen Leser, bar jeden Gespürs für meine geliebte deutschen Sprache! Keine Nachsicht mit einem verständnislosen Lektor, der vielleicht meinen Text mit dem schnöden Ton seiner zeitgeistigen Kommentare antasten könnte!

Ich gestehe es gleich zu Beginn meiner Bekenntnisse: Im Taumel des Erlebens ließ ich mich in jenem tollen Jahr zu manchem Schabernack hinreißen. Neben meinem angeborenen Grübelsinn spukte wohl eine Schalksnatur in mir, die auch heute nicht ganz abgestreift ist.

Und so tauchen sie denn auf, gemalt mit dem goldenen Pinsel der Verklärung, die lieben ebenso wie die verwirrenden Gestalten meiner Abendlandfahrt.

Zweites Abenteuer: Unter Engeln (Auszug)

(Dlele kommt in dem von ihm verehrten und bewunderten Deutschland an.)

Ich schlenderte über den Schlossplatz und trat bald auf dem Schillerplatz dem Denkmal des schwäbischen Feuerkopfs unter die leidenschaftlichen Augen. Während ich den Rest der Brezel verzehrte, gaukelten Szenen aus „Kabale und Liebe“, aus Ferdinands und Luises Liebesaffäre vor meinem inneren Auge.

Als ich auf die Uhr schaute, war es plötzlich schon viel später als erwartet. Der Zug nach Tübingen!

Überstürzt trat ich den Rückweg zum Hauptbahnhof an und zerrte dort meinen Koffer aus dem Schließfach. Außer Atem eilte ich zum Bahnsteig.

Da stand der Zug und die Türen schlossen sich soeben. Es war eine kopflose Aktion, und ich gestehe, dass ich auf die Tür geradezu zustürmte. Leider hatte ich den älteren Herrn nicht einberechnet, der mir dabei im

Wege stand. Ich rempelte ihn so heftig an, dass ich zu Boden stürzte, und auch er wäre fast gefallen. Ich schlug mir an der Kante einer Bank den Kiefer an, es schmerzte höllisch.

„Ja, hallo, verrückt worde?! Du Arsch!“

Der vermeintliche Herr entpuppte sich somit als bloßer Mann. Mit bösem Blick fixierte er mich. Zuerst saß ich noch benommen und erschrocken am Boden und tastete nach meinem Unterkiefer. Er war noch dran. Dann rappelte ich mich aber hoch, nun endlich ernüchtert. Bevor ich mich entschuldigen konnte, nahm die Angelegenheit allerdings eine verblüffende Wendung.

Eine untersetzte Frau mittleren Alters mit kurzen, schwarzen Haaren schob sich zwischen den Herrn und mich und baute sich vor dem Angerempelten auf.

„Stopp! So nicht! Lasset Se den junge Mann in Ruhe! Für Rassismus keinen Fußbreit!“

Zornig funkelte sie den Mann an, der sprachlos einen Schritt zurücktrat. Sie näherte sich ihm bedrohlich:

„Unsere Stadt ist bunt!“ Der Mann schaute von der Frau zu mir und zurück.

„Merket Se sich des!“ Energisch fuchtelte sie mit dem erhobenen Zeigefinger vor dem Gesicht des Gemaßregelten herum.

„Come with me!“ Resolut griff die Dame nach meinem Arm.

„Stop! Your suitcase!“ Ich merkte schon hier und jetzt: Sie hatte alles im Blick. „My name is Claudia.

Welcome in Stuttgart!“

„Calvin ... Calvin Dlele“ - mehr als fast unverständliche Laute bekam ich nicht zwischen den Zähnen hervor.

„Just arrived in Germany?“ Ich nickte, und Claudia seufzte tief auf. Noch einmal musterte sie voll Verachtung und kopfschüttelnd meinen besieigten Kontrahenten und führte mich dann vom Ort des Geschehens hinweg.

Im Wartesaal musste ich mich hinsetzen und Claudia betastete den schmerzenden Kiefer, den ich inzwischen kaum mehr öffnen konnte.

„Des krieget mer hin!“

Aufmunternd tätschelte sie mir auf den Unterarm. Ihre hellen Augen blickten nicht unfreundlich.

So begann eine folgenreiche und nicht unkomplizierte Episode meiner Deutschlandfahrt, die Beziehung zu Claudia Pöring, dem schwäbischen Engel aller Schutzsuchenden.

Vorerst allerdings sah ich mich den geschäftigen Handgriffen Claudias ausgesetzt. Sie wühlte in ihrer großen Tasche, auf der ein regenbogenfarbenes Logo prangte mit der Aufschrift „Welcome Angel“, darunter schwarze, weiße, braune und gelbe Hände, die sich innig verschränkten.

„Please, one moment!“ Claudia wickelte plötzlich in Windeseile eine Binde um meinen Kiefer und führte das weiße Band auch geschickt nach oben, so dass ich nicht mehr nur wegen der Kieferschmerzen, sondern auch wegen der stramm angezogenen Binde den Unterkiefer nicht mehr bewegen konnte. Die Situation hatte etwas Groteskes, und ich war nicht ganz überzeugt, dass diese Behandlung die richtige war. Doch ich sah die Begeisterung dieser Frau und spürte den geradezu überströmenden guten Willen in allen ihren Bewegungen. Wie hätte ich mich hier schnöde verweigern und die emsige Hilfsbereitschaft Claudias undankbar abblocken und ins Leere laufen lassen sollen? Und so nickte ich ihr freundlich zu, was Claudia mit einem strahlenden Lächeln beantwortete. Sie erklärte mir, dass wir auf schnellstem Weg zu ihrer Wohnung gelangen müssten, wo weitere Hilfe möglich sei.

Sie ergriff ihre Tasche und schob mich nun auf einen Fahrstuhl zu. Leider waren wir nicht die Einzigen, die mit wollten, und nicht einmal Claudias resolute Vordrängeln schien zu helfen. Ein älterer Mann mit Glatze schaffte es gerade noch vor mir hinein, und dann war der Aufzug voll. Doch Claudia schob mich von hinten:

„Lasset Se doch den junge Mann nei!“ Der Glatzkopf sagte halblaut und zur Kabinendecke: „Hier ist voll!“ Das hätte er nicht tun sollen, denn nun offenbarte Claudia urplötzlich wieder ihre Kämpfernaut.

„Voll? Ja, ja, des Boot isch voll! Sehe Se nicht, dass des ein Notfall ist? Der Mann kommt aus Afrika und Sie sage, hier isch voll!“ Der ältere Herr zeigte Wirkung und drückte sich stumm noch tiefer in die Menschenmenge. Wir waren drin und der Aufzug setzte sich in Bewegung. Ich verging fast vor Verlegenheit. Schnell wurde mir das Atmen schwer.

„That’s the way in Stuttgart“, wandte sich Claudia an mich, ganz nah an meinem Ohr, aber doch für alle vernehmbar. „No, welcome culture ... a lot of rassists“, seufzte sie und zog mir den Verband zurecht, der im Gedränge etwas gelitten hatte.

War es der Sturz, war es die Enge in der Kabine oder waren es die ungewöhnlichen Praktiken meiner Retterin – plötzlich wurde mir schwindelig, und eine große Schwäche bemächtigte sich meiner. Als der Lift anhielt, musste Claudia mich stützen, doch mit eisernem Griff schaffte sie es, mich in ein Taxi zu lotsen. Von der Fahrt bekam ich nicht viel mit.

Irgendwann fand ich mich auf einem roten Sofa in einem gemütlichen Wohnzimmer wieder, flankiert von

dicken Kissen und eingehüllt in eine flauschige Decke. An der Wand erblickte ich voll Schreck ein „Helft-Afrika“-Plakat mit schwarzem Kind, unwiderstehlich traurigen Kulleraugen und, natürlich, Händen in allen Farben, die sich vereinigten. Im Sessel drängten sich etwa ein Dutzend niedliche Puppen und Teddybären verschiedener Größen. Auf dem Couchtisch lag der „Waschbär“-Katalog und im Hintergrund trommelte und fauchte es vom CD-Spieler. Claudias rundliches Gesicht schwebte ganz nah über mir: „Music for you, „Mystic Wild Animals, Journey through the Jungle.“ Sie legte ihre kleine, feste Hand auf meine Stirn: „Now you can feel safe.“

Ihr nicht ganz stilsicherer Ohrschmuck strahlte in den Farben Südafrikas.

Sie fütterte mich mit einem großartigen Grießbrei, den sie mir löffelweise in den spaltbreit offenen Mund schob und ließ nicht locker, bis ich per Röhrchen eine dicke, fruchtartige Pampe aufgesogen hatte, die sie in der Küche mit einer laut brummenden Maschine bereitet hatte. Dann fielen mir die Augen zu.

Ich erwachte, sanft geweckt von Frau Pöring. Sie saß neben dem Bett, in dem ich lag, und hielt meine Hand. Noch ganz benommen nahm ich langsam wahr, dass um uns herum weitere Menschen saßen, die mich freundlich betrachteten, und dass ich fast quer in dem zerwühlten Bett lag. Langsam schritt ich in der geistigen Durchdringung dieser seltsamen Situation voran. Was war nur geschehen?

Allmählich kam die Erinnerung wieder an die turbulenten Geschehnisse auf dem Bahnhof und danach. Ich tastete nach meinem Kiefer, der immer noch schmerzte, und fühlte den Verband.

„It is fresh, never mind!“

Claudia zog mir auch das verrutschte T-Shirt wieder über meine Brust herunter und schob meine nackten Beine wieder unter die Decke.

„Aber, wie kam denn das alles?“, hörte ich jemanden flüsternd fragen.

„Ja, so ein Jammer. Calvin betreue ich schon seit ... einer Woche. Hat Schlimmes hinter sich“, seufzte Claudia, zur Zimmerdecke blickend.

Trotz meiner Benommenheit merkte ich auf. Ich musste mich wohl verhöhrt haben. Die ältere Frau neben Claudia meinte: „Lass mich raten. Abgewiesen beim Krankenhaus. Keine Angehörigen, keine Bekannten in Stuttgart.“

Claudia wiegte den Kopf vielsagend. Dies war der Augenblick, in dem ich hätte eingreifen müssen. Und ich versuchte es auch: „Nein, ich, ich studiere ...“ Doch weiter kam ich nicht. Meine Gastgeberin legte mir schnell ihr festes Händchen auf den Mund: „Ach, du sprichst deutsch?“ Ich nickte eifrig.

Claudia sah mich mit großen Augen an.

„Wir müssen ... dich schonen, das Sprechen strengt dich an, nicht?“

Wieder nickte ich, doch diesmal ergeben, denn langsam stieg in mir die Gewissheit auf, dass in meiner Lage Reden zwar Silber, Schweigen aber Gold sei. Warum sollte ich diesem lieben Menschen und seinen Freunden um mich herum, die mich aufgenommen hatten, Kummer bereiten? Warum sollte ich anfangen zu erklären, zu korrigieren oder gar bloßzustellen? Wer konnte von mir erwarten, diese harmonische Stimmung in dieser so heimeligen Stuttgarter Wohnung mit schrillen Missklängen zu trüben, gar zu vernichten? Außerdem begann mein Kiefer gerade jetzt nachhaltig und bohrend zu schmerzen, und so ließ ich den Kopf sinken und beschloss, alles weitere, was von Claudia kam, mit Gleichmut und Gelassenheit anzunehmen.

Es wurde ein nettes Zusammensein. Ich war der Mittelpunkt des Geschehens, doch ich schwieg, ganz so, wie Claudia es offenbar für angezeigt hielt. Gelegentlich nickte ich einem der Anwesenden freundlich zu, und langsam breitete sich das Gefühl einer durchdringenden Heiterkeit in mir aus. Welcher Neuankömmling in diesem Land wurde wie ich auf Händen getragen? Wer konnte so unverhofft und ohne eigenes Zutun im warmen Gefühl baden, willkommen heißen und umsorgt zu sein? Gelegenheiten, die sich so freigebig boten, durften nicht verschmäht werden, so welterfahren war ich inzwischen, und so nickte ich bei allem, was ich hörte, entspannt und wohlwollend.

Es war interessant genug, was sich im Gespräch der freundlichen Runde enthüllte. Ich war in einen Kreis von „Welcome Angels“ geraten, die offenbar seit Jahren ihrem Dienst an Zuwanderern und Asylbewerbern oblagen. Diese Stuttgarter informierten, halfen, berieten und förderten, wie und wo sie konnten. Stets waren sie auf der Fährte von Gemobbten, Geschmähten und Diskriminierten, allerdings ausschließlich nichtdeutscher Herkunft. Es war, als ob sie sich entschieden hätten, dass nach Hitler alle, radikal alle Fremden zu lieben seien, um sich und der Welt ein für allemal ihre eigene Sündenlosigkeit zu beweisen. Ihre Schlagkraft war beeindruckend. Was ich im Krankenbett in Umrissen mitbekam, lernte ich in den kommenden Tagen genauer kennen.

Da war die ältere Dame mit der elegant geschwungenen Brille an der Seite Claudias, die von ihren Streifzügen durch Bad Cannstatt und Feuerbach berichtete, auf denen sie ausländerfeindliche Graffiti und

Aufkleber aufspürte und mit beachtlichem handwerklichen Geschick übermalte oder wegkratzte. Die Utensilien für ihren kämpferischen Einsatz trug sie in ihrer „WA“-Tasche stets mit sich. Ob auf dem Weg zum Arzt oder auf dem Heimweg von der Nagelpflege: Keine einschlägige Verunzierung des öffentlichen Raumes entging ihr.

Auch über die Hartnäckigkeit einer zweiten, stark blondierten Dame staunte ich. Sie hatte das Programm „Jogakurse für Migranten“ ins Leben gerufen und erzählte ganz lebendig von ihren Erfahrungen bei diesem interessanten Vorstoß. Als begeisterte Jogaanhängerin war sie, das spürte ich sofort, prädestiniert, ihre Leidenschaft an materiell und geistig Bedürftige weiterzugeben, doch leider türmten sich die Schwierigkeiten und Missverständnisse.

Sie musste zur Kenntnis nehmen, dass bei ihren Werbemaßnahmen im Asylheim Zuffenhausen der Zuspruch zunächst sehr bescheiden war. Keine Frage: Gerade Menschen in dieser Lebenslage brauchen Entspannung, Gelassenheit, Versenkung und spirituellen Aufschwung. Anfangs waren ja auch fünf junge Männer ihrer Einladung gefolgt und hatten bei Kaffee und Kuchen ihre Basecaps abgelegt und ihrem Vortrag gelauscht. Als es dann jedoch um die Eintragung in die Listen ging, bröckelte der Zuspruch doch ein wenig. Zwei junge Männer hatten ihr verlegen gestanden, dass ihr Imam wahrscheinlich gewisse Einwände hätte. Ein anderer erschrak, als er hörte, dass die Dame selbst die Übungen leiten wollte, und das gar unverschleiert. Und die zwei übrigen hatten nach der ersten Stunde sich dann doch lieber für den Kickboxkurs bei „Süpür Türkspor Fatih“ entschieden.

Die Dame hatte für all das volles Verständnis, was sie aber mitnichten zur Aufgabe ihres ehrgeizigen Vorhabens brachte. Staunend vernahm ich, wo für sie die Schuld lag: bei ihr selbst. Zerknirscht gestand sie, dass ihre Anstrengungen einfach noch nicht ausgereicht hatten, dass die Willkommenssignale noch zu schwach gewesen waren, und so plante sie bereits mit verdoppeltem Einsatz einen neuen Anlauf. Verblüffend war auch das Projekt „Vorfahrt für Vielfalt“, offenbar ein Herzensanliegen des umtriebigen Schwaben Uli, eines evangelischen Gemeindehelfers. Er ging das ganze Multikulti-Anliegen langfristig und strategisch an.

„Woisch, do nutzt koine Pfläschterle. Mir brauchet mehr Kender aus bunte Familie. Die send die Träger von unsere Zukunftsgesellschaft. Mir brauchet eine massive Förderung von binationale Ehe. Und drom hab ich eine spezielle Agentur gründet für transethnische Partnerschaft!“

Er merkte, dass ich nicht gleich begeistert war und setzte kühn nach: „S'nägschte uf de Agenda isch die überfällige Forderung nach doppeltem Kendergeld für bunte Kender. En kloine Ausgleich für den ganze Rassismus do drauße.“

Mit Verve und großem Ernst wurde diskutiert. Die Zeit schritt voran, und dann verabschiedeten sich nach und nach die Besucher. Ich erkannte, dass nun die Zeit gekommen war, etwas aktiver ins Geschehen einzugreifen. Claudia wechselte den Verband, und ich bat sie inständig, meinen Unterkiefer ein wenig lockerer zu binden. Mit zweifelndem Blick ließ sie sich auf dieses Ansinnen ein. Damit waren die Voraussetzungen für eine etwas ungezwungenere Kommunikation eröffnet.

Ich lernte in der kommenden Stunde Claudia als eine im Grunde lebenswürdige Frau kennen, die aus einer tief empfundenen Verpflichtung heraus ihren Dienst an den Neubürgern versah. Sie lebte unverheiratet und recht bedürfnislos von einer Teilzeitstelle in der Volkshochschule, leider von regelmäßig wiederkehrenden Migräneattacken geplagt. Gewiss war sie auch liebebedürftig, ja ausgehungert. In ihr steckte eine patente Schwäbin genauso wie eine idealistisch entflammte Weltbürgerin kommender Zeitalter.

Sie war natürlich klug genug, um bald zu erkennen, dass ich nicht ganz in die Schar der armen Opfer passte, für die sie sich sonst einsetzte.

Als ich ihr vorsichtig meine Begeisterung für die deutsche Kultur offenbarte, sah sie mich längere Zeit und unverwandt an.

„Jetzt hast du mich aber wirklich ... klar ... so gesehen ... aber ...“

Ich fühlte, wie meine Enthüllungen ihre festgefühten Überzeugungen ins Wanken brachten. Doch Claudia schien meinen Fall als eine besondere Herausforderung zu begreifen.

„Klar, Hesse und Daniel Kehlmann. Aber was haben die mit dem Land da draußen zu tun? Du kennst Deutschland nicht. Ich fürchte, dass du schockiert bist, wenn du es so kennlernst, wie es nun mal ist, glaub mir. Manchmal schäme ich mich, dass ich hier geboren bin, schäme mich so tief drinnen. Und dann muss ich etwas tun ...“

So redete Claudia, und sie redete nach zehn Minuten immer noch so, und mich beschlich die Angst, dass sie auch in weiteren zehn Minuten oder zehn Stunden noch so reden würde. Was sollte ich tun? Ich versuchte alles. Ich begann von Bert Brechts „Kinderhymne“ zu sprechen, lenkte sie ab auf das Thema „deutscher Wald“, äußerte meine Vorfriede auf die ersten selbstgemachten Spätzle und ließ wie beiläufig einfließen, dass ich ein großer Fan der neuen deutschen Populärmusik sei.

Alles prallte an Claudia ab, alles war vergebens. „Klar, Spätzle, Cro und Rosenstolz. Aber die Rassisten überall. Die lernen das nie. Ich schäme mich so ...“

(Diele gelingt die Flucht aus der Obhut der Flüchtlingshelferin Claudia.)

Fünftes Abenteuer: Diesen Kuss der ganzen Welt

Ich betrat den Hauptbahnhof vorsichtig durch einen Seiteneingang, schaute mich nach möglichen Greiftrupps in Claudias Diensten um und studierte dann die Anzeigentafel.

Zehn Minuten später hatte ich mit Hilfe meiner Scheckkarte einen Fahrschein gelöst und saß im Zug nach Frankfurt am Main. Ich sah mich schon beim geistigen Lustwandel im Großen Hirschgraben, im Römer und bei den imposanten Dinosauriern im Senckenberg-Naturmuseum.

Mit solchen Träumereien verging mir die Zeit wie im Flug und schon rollte der Zug in den Frankfurter Hauptbahnhof ein. Ich trat auf den Bahnsteig und war unversehens in eine zunächst unerwartete, dann mehr und mehr unwirkliche Szenerie hineinkatapultiert.

Auf dem Nebenbahnsteig war nämlich fast zeitgleich ein anderer Zug angekommen. Die Türen öffneten sich und zu meiner Verblüffung stiegen dutzende junge Männer aus, sonnengebräunt, mit Rucksäcken, oftmals mit gegelten Haaren, modisch quietschbunten Sneakers und das Smartphone am Ohr. Sie schienen bester Laune zu sein und quasselten lautstark durcheinander.

Zuerst dachte ich an eine Reisegruppe aus den Kreisen smarterer Jeunesse dorée aus Katar oder Beirut. Doch dann wurden es mehr und mehr, darunter auch mal eine kopftuchtragende Frau mit verhärmttem Gesicht, und auch einige Familien mit quengelnden Kindern trieben im Strom mit. Und immer noch stiegen weitere aus, es waren nun sicher hunderte, die zügig zum Ausgang strömten.

Ich tippte einen Hakennasigen neben mir an und er erklärte in gebrochenem Englisch: „Asyl“, „from Munich“, „we Iraq, Afghanistan“ und einige weitere Ländernamen, die ich nicht entschlüsseln konnte. Das mussten also diese Flüchtlinge sein, die über Budapest eingereist waren.

Inzwischen war ich in dem Pulk der Ankömmlinge eingeklemt, aber gleich würde sich der Stau ja auflösen und jeder würde seiner Wege gehen. Aber weit gefehlt!

Wir näherten uns der großen Bahnhofshalle, und da staunte ich denn doch. Rechts und links von unserem Weg hatten sich Menschen aufgestellt, die bei unserem Anblick in frenetischen Jubel und wildes Beifallklatschen ausbrachen! „Welcome, welcome!“ schallte es durch die Halle. Verhörte ich mich oder riefen einige auch „Thank you!“?

Auch heute, nach all den Jahren, bin ich mir sicher: Wir schienen den Frankfurtern etwas zu bringen, wir schienen sie zu erlösen von etwas, was sie bedrückt hatte und was jetzt durch uns abfiel! Ich sah in euphorische Gesichter, die nur noch als verzückt beschreiben werden konnten. Winkende Frauen, hüpfende Kinder, entrückt wirkende Alte aus der Kriegsgeneration: Für sie alle schien es ein Ausnahmetag in ihrem Leben zu sein.

Am meisten jedoch fielen die jungen Mädchen auf. Sie mussten alle Jette, Brit oder Dörthe heißen, so blond und blauäugig erschienen sie mir, was aus heutiger Sicht wohl eine Täuschung war. Doch dass sie parentief rein und märchenhaft arglos waren, dafür lege ich auch heute noch meine Hand ins Feuer.

Endlich verstand ich, was die Beatles, Tokio Hotel oder Justin Bieber empfunden haben mussten beim triumphalen Einzug in die Hallen. Die Mädchen hielten Pappschilder in die Höhe, worauf in Schnörkelschrift und mit vielen rosa Herzchen Verblüffendes zu lesen war: „Refugees welcome!“, „No one is illegal“ und „Open the borders“. Der Frankfurter Dialekt schien dem Englischen sehr zu ähneln. Andere Schilder verkündeten, dass das Schopenhauer- oder Kant-Gymnasium die Flüchtlinge begrüße. Fast vergeblich suchte ich die männliche Schülerschaft, die hier nur spärlich vertreten war.

Langsam schwante mir, dass der Pöringsche Furor keine Stuttgarter Besonderheit war. Das hier waren die hessischen „Welcome angels“, allerdings in einer Massenbewegung, gegen welche die Stuttgarter Szene mir wie eine exklusive Sekte vorkam.

Das allerdings barg auch Gefahren, denn die Fangarme Claudias reichten dann sicher auch in die hiesige Szene. Ihre Amtshilfe bei der Ergreifung des abgängigen Schäfchens konnte mich auch hier in größte Schwierigkeiten bringen. Ich musste also höllisch auf der Hut sein. Verzweifelt überlegte ich, wo in Frankfurt der Ort sein könnte, der mich der Polizei am sichersten entziehen könnte. Doch vorerst steckte ich hier fest.

Ein pausbäckiges, überquellend freundliches Girl trat auf mich zu und beschwor mich per Wort und zwei Schildern: „#LoveRefugees“ und „Bring your family“. Gegen ein Geplauder hätte ich nichts einzuwenden

gehabt, aber der Hintermann stieß mich schon weiter, fast einem weiteren Mädchen in die Arme, das nicht nur ein großes rotes Herz aus Pappe um den Hals hängen hatte, sondern auch zusammen mit ihrer Freundin ein Transparent mit dem Spruch „Bunt statt braun“ in die Höhe hielt.

Gerade als ich endgültig genug hatte und mich möglichst unauffällig absentieren wollte, stoppte unser Zug, denn eine Menschengruppe in Formation blockierte jedes Durchkommen.

Als die „Welcome“-Rufe verstummten, hob eine resolut wirkende, hagere Dame einen Taktstock und die Gruppe entpuppte sich als Willkommenschor, der uns zu Ehren sang.

Ich entsinne mich nach all den Jahren noch gut an zwei Verse im ersten Song:

*Sind wir auch schwach, sind wir auch klein,
im Teilen wollen wir die Größten sein!*

In einem anderen Lied lautete der Refrain:

*Lasst uns tanzen, lasst uns springen,
lasst uns singen, groß und klein,
lasst uns eilen, lasst uns teilen,
wir wollen gute Menschen sein!*

Ich verhehle es nicht: Vom Volk der Dichter und Denker hätte ich eigentlich anderes erwartet, doch realistisch gesehen war es wohl nicht der Ort für hölderlinsche Tiefe oder eichendorffschen Schmelz, von heinescher Leichtigkeit und Ironie ganz zu schweigen. Eines war sicher und bleibt es: Ich blickte in die Gesichter der Singenden und las in den Augen, dass sie an jedes ihrer Worte inbrünstig glaubten.

Mein hakennasiger Kumpel saugte derweil an seiner Cola, schaute von seinem Smartphone hoch und blickte mich verständnislos an. Ich übersetzte ihm, aber auch danach schien er nicht folgen zu können. Die biedere und treuherzige Sangeskunst der Teutonen, die mich durchaus rührte, war ihm noch fremd. Da würde noch so mancher Integrationskurs nötig sein.

Nun allerdings wurde es ernst, denn Frauen und Mädchen lösten sich aus der uns umstehenden Runde und traten anmutig auf uns zu. Leicht geschürzt oder in wallenden Hippietüchern boten sie ein für jedes männliche Auge anziehendes Bild. Sie forderten uns mit Gesten und in bestem Schulenglisch zum Tanz.

Die Männer um mich herum trauten ihren Augen nicht. Mancher fühlte sich wohl an die Huris in „Dschanna“ erinnert, dem Ort der Seligen. Deutschland schien also auch auf diesem Gebiet das reine Paradies zu sein. Die Schlepper hatten doch nicht übertrieben. Zuerst beäugten sie zwar noch staunend die einladenden Gesten. Dann jedoch knufften sie sich in die Seiten, zwinkerten sich wissend zu und der Bann war gebrochen.

Leider ergab sich ein Missklang, denn es war meine Person, die offenbar besonders in das Visier der tanzlustigen Damenwelt geriet. Während andere Männer in meiner Nähe stehengelassen wurden, drängten sich gleich mehrere Gestalten wie Erbkönigs Töchter um mich. Mir schwante gleich dunkel, was das Merkmal war, das mich von fast allen meiner Mit-Refugees unterschied. Um weitere Peinlichkeiten im Keim zu ersticken, schlüpfte ich auf die freie Fläche und begann zum Takt der Musik mich solo zu bewegen und so viel zu bieten, wie mir möglich war. Und das war bei meiner Abneigung gegen rhythmusbetonte Musik nicht viel.

Mit Erstaunen merkte ich, dass ich die Blicke dennoch magisch auf mich zog. Der Antirassismus der Frauen wurde wohl auf eine harte Probe gestellt.

Da half nur die Flucht. Geschickt bewegte ich mich unmerklich seitwärts, und tauchte, als die Musik kurz aussetzte, schnell in die Menge, gewann Raum und wollte lossprinten. Leider unterschätzte ich den Argusblick der Schülerinnen in meiner Nähe, die mir mit schrillum Kreischen nachsetzten, mich durch die ganze Halle jagten, mich einkreisten und im Triumph in die Menge der Refugees zurückführten. Jeden Erklärungsversuch erstickten sie, indem sie mir von allen Seiten Teddybären in die Arme drückten.

Mein Ausbruchversuch wurde auch von älteren Aktivistinnen bemerkt und nun stieg die Claudia-Gefahr. Schnell entschloss ich mich, nicht weiter für Aufsehen zu sorgen und so womöglich von einem Ableger der Engel enttarnt zu werden, sondern zunächst in der Masse der Schutzsuchenden unterzutauchen, das Spiel mitzumachen und mich bei besserer Gelegenheit abzusetzen.

Also trottete ich folgsam wie die anderen zu den Bergen von Mineralwasser, die für uns aufgebaut waren. Da die Teddybären mich etwas behinderten, bohrte eine nette Dame mir zwei Flaschen Sprudel in beide Hosentaschen. Ein Pummelchen mit Palästinenserschale steckte mir gleich noch ein aus Filz gebasteltes

Peace-Zeichen ans Hemd. Auch an den eifrigen Damen, die Sandwichs anboten, kam ich nicht vorbei. Ich tauschte die Bären in meiner Rechten gegen drei belegte Brote. Die Damen strahlten vor Glück.

Solchermaßen beladen trat ich aus dem Bahnhof. Wohin nun aber mit diesen lästigen Sandwichs? Ich hatte ja im Zug gerade erst gevespert. Da rettete mich ein Stadtstreicher, der unbeachtet mit seiner Weinflasche am Boden neben einem überquellenden Abfallcontainer saß. Er schien den ganzen Refugee-Wirbel philosophisch gleichmütig und distanziert auf sich wirken zu lassen. Ich offerierte ihm meine Sandwichs, er griff schnell zu und dankte. Zum Glück bemerkten die Damen meine subversive Aktion nicht. Bei Sabotage traute ich ihnen durchaus eine robuste Reaktion zu.

Unter dem anschwellenden Abschiedsjubel der Szene bestieg ich endlich zusammen mit dutzenden anderen einen Bus.

Ich fühlte, wie hart es für die Zurückbleibenden sein musste, dass wir wie Kometen am Himmel des dunklen Deutschlands erschienen waren und nun in die Ferne wieder entschwanden.

Später entdeckte ich im Rucksack noch eine Packung mit Donuts, leider stark gequetscht. Ich staunte beim Auspacken, Die fettigen Teigringe waren in liebevoller Handarbeit mit Gummibärchen und Smarties beklebt worden. In Zuckerschrift stand zu lesen: „We are colour!“

Neben den Donuts lagen drei früher intakte Bio-Fairtrade-Bananen sowie ein Blatt mit einem Gedicht, Filzstift-Ottifanten und der Handynummer einer gewissen Laura. Keine Ahnung, wie das alles im Gedränge seinen Weg in meinen Rucksack gefunden hatte.

Ich saß in einer Gruppe, die sich anscheinend schon seit München kannte. Da gab es zwei Iraker, einige Afghanen, ein Ägypter und ein Pakistani. Ich fragte sie nach ihren Plänen. Aufgekratzt gaben sie Auskunft. Ihr Deutschlandbild hatte klare Konturen: „Germany good! Good house, good car.“ Alle nickten. „And a good woman!“; ergänzte ein anderer. „Good woman?“; rätselte ich.

Die Erklärung kam prompt: „The german president Angelina Jolie. She is good. She said, come to us, we need you!“ Alle nickten wieder. Einer ergänzte: „And she give us 5000 Dollar! I read in Internet!“

In dieser Frage waren die Meinungen dann allerdings doch geteilt. Einige glaubten eher an 3000 oder gar nur 1000 Dollar, und ein weiterer erklärte rundheraus und sympathisch bescheiden: „House and job is enough!“

Ein Mann zog ein abgegriffenes Foto hervor und zeigte mir mit versonnenem Blick die damalige Kanzlerin Angela Merkel vor einer riesigen deutschen Fahne, fest im Arm eines verschmitzt grinsenden Refugees.

„Dat is de german flag!“ Und „She is good mother of all muslims!“ Neidisch äugten die anderen auf diese Reliquie, und schnell entzog er sie wieder den begehrlchen Blicken.

Ich verstummte. Die Realität schreibt manchmal die unglaublichsten Geschichten. Wie diese tickten die meisten der ins Jolie-Land Einreisenden, wie ich bald merkte.

In den folgenden Minuten schwiegen meine Kumpels, wahrscheinlich stellten sie sich das Haus und den Wagen vor, zu dem sie jetzt geleitet wurden. Ich ahnte, dass das nur mit einer bitteren Enttäuschung enden konnte.

(Dlele übernachtet in einer Erstaufnahmestelle, einer überfüllten, chaotischen Halle.)

Siebtes Abenteuer: Berlin – voll das Leben (Auszug)

Im Lärm von 500 erwachenden, herumlaufenden und Musik hörenden Mitbewohnern kroch ich am Morgen aus dem Stockbett. Mein Entschluss, auf Senckenberg und Kaiserdom zu verzichten und sofort abzureisen, war in Erz gegossen. Ich sagte meinen Angelina-Jolie-Freunden Lebewohl und verließ die Halle. Niemand nahm von meiner Abreise Notiz.

Bald war ich am Hauptbahnhof angekommen, der nun wieder ganz ohne Volksfest und tanzende Damen eher alltäglich wirkte.

Ich studierte gerade die Fahrpläne, als ein Unbekannter neben mir auftauchte und mich mit breitem Grinsen ansprach. Um es kurz zu machen: Jonathan aus Ghana war der verrückteste, pffiffigste und großzügigste Mensch, den ich in Deutschland kennenlernte. Er kam aus Berlin und hatte irgendjemand in Frankfurt besucht. Für die nächsten Wochen waren wir unzertrennlich.

Zuerst bummelten wir einen halben Tag in Frankfurt herum, besuchten noch einen weiteren Bekannten und dann schleppte Jonathan mich in einen Zug nach Berlin.

Während der Fahrt erzählten wir uns unsere Geschichten und alberten herum.

In Berlin angekommen, schleuste Jonathan mich durch die Stadt und verschaffte mir spätabends noch einen Schlafplatz in einem besetzten Kulturzentrum in Kreuzberg, dem bundesweit bekannten, umstrittenen „RespectNow!“, in dem er schon längere Zeit wohnte. Als Asylbewerber kannte er sich bestens mit

Überlebensmöglichkeiten im Dschungel deutscher Großstädte aus.

Als ich am nächsten Tag auf einer Matratze erwachte, stand ein etwa vierzigjähriger Mann im blauen Anton vor mir.

„Allet cool in Istanbul? Kollege, hier schickt Chef Jonathan ein Frühstück. Er musste weg und Hausmeister Manni spielt die Kaltmamsell.“

Vor mir am Boden lag auf Papier ein Käsebrötchen, ein Pappbecher Kaffee stand daneben. An der Wand mit der abblätternen Tapete las ich den aufgesprühten Schriftzug: „Fuck Germany“. Das alles kam mir so unwirklich vor. Ich schüttelte ungläubig grinsend den Kopf.

„Nu, da freut sich einer wie ein Schnitzel. Det is jut. Wer lacht, hat noch Reserven. Ich muss weiter. Und immer daran denken: Jetzt sind die guten, alten Zeiten, von denen du in zehn Jahren schwärmst.“

Manni verschwand pfeifend. In einer Minute hatte dieser Hausmeister es geschafft, bei mir einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen.

Bald lebte ich mich in dem Haus mit seinen Hunderten von oft schnell wechselnden Bewohnern ein, auch wenn vieles für mich gewöhnungsbedürftig war. Unter dem Dach des heruntergekommenen, weitläufigen Gebäudes, des ehemaligen Kinderheimes „St. Fredegundis“, gab es den Trakt mit den Asylantenunterkünften, das Geschoss mit dem linksalternativen Kulturverein samt Theatergruppe „Gegengift“ und dann noch das Geschoss mit den geduldeten Flüchtlingen aus Lampedusa. Im Anbau hatten sich Roma aus Bulgarien eingerichtet.

Zusammen mit Jonathan logierte ich in einem der ehemaligen Kinderzimmer. Eine Wand war noch bemalt mit einer naiven Darstellung von zwei adrett gekleideten Jungen mit blütenweißem Hemd und Krawatte sowie einem Reh auf einer Waldlichtung im Abendsonnenschein.

„Mensch, Calvin, schau mal, wir zwei, nur das Reh fehlt“, ulkte Jonathan, während er mir eine Tasse seines frisch gebrauten höllisch starken Kaffees herüberschob. „Professor, hör mal, du bist jetzt hier ganz gut gelandet, aber ich glaub, ich muss noch ein wenig auf dich aufpassen. Also: Man kann hier ganz gut leben, wenn man gewisse Regeln einhält und sich auskennt. Aber: Jeder Fehler kann ins Auge gehen. Merk dir vor allem: Die Schlimmsten hier sind erstens die Dealer im Trakt B, zweitens die finsternen Typen um den Shahadi-Clan. Diese zwei sind die Krätze. Die Hölle sind aber die Kultur-Leute.“

Ich staunte, doch Jonathan fuhr ungerührt fort.

„Vor allem die Frauen. So etwas wie die kannst du nicht einschätzen. Ein Dealer, ein Rechtgläubiger, gut, das kennt man. Sucht ist Sucht, Geschäft ist Geschäft. Aber diese Künstlerinnen – die ticken rückwärts. Oder quer. Eine falsche Bewegung bei denen, und du hast keine Chance. Is wie ne Qualle, nur mit Gelaber. Und dann bist du tot.“

Das nun kam mir allerdings schon etwas vertrauter vor und ich stimmte zögernd in Jonathans Lachen ein.

Wenige Tage später erfuhr ich, was Jonathan mit diesen spitzen Bemerkungen gemeint hatte. Jenny, eine der Künstlerinnen, war auf mich aufmerksam geworden und hatte mich abends zu einem Kunstfestival des Migrationsnetzwerks „MigraNet“ in Kreuzberg eingeladen. Zuvor las ich den Flyer, zugleich meine erste Begegnung mit den damaligen Errungenschaften der konsequenten Genderisierung: „NewEuropeInMotion – Künstla, Performa und Autora in Action – No Borda, no limit – New WoManx für Berlin“.

In einer alten Industriehalle präsentierte die Leiterin Nastya De Belle, früher offenbar Nazan Dözel gerufen, wahrhaft kühne Events. Das Rahmenprogramm umfasste eine Installation mit Schaufensterpuppen, denen Arme, Beine und Rumpf durch brandrot eingekerbte Schnitte überzogen waren. „Europe’s Cold Cuts – Killing Softly the Souls of Migrants“ erklärte das Plakat. Proseccoschlürfend und gramgebeugt lustwandelten die kunstsinnigen Gäste durch das fatale Szenarium.

Dann trat der Action-Performer Elias Zakera auf und stellte bei einem Stehempfang dem höchst aufgeschlossenen Publikum sein neues, bahnbrechendes Projekt vor. Ich sehe ihn noch lebhaft vor mir, wie er lächelnd und dezent geschminkt im Scheinwerferlicht stand. Nach einer langen Sprechpause setzte er an: Er erklärte, ein Jahr lang jeden Tag mit einem anderen Migrant*in Sex zu haben, um Entfremdung, Ausgrenzung und Verzweiflung junger Migrant*innen 365 mal am eigenen Leib zu demonstrieren. Videoaufzeichnungen und Blogbeiträge würden das Erlebte ungeschönt aufzeichnen.

Das Publikum hielt, die Sektgläser in der Hand, den Atem an. De Belle ergriff das Wort und erläuterte, dass durch den jungen, mutigen Zakera neue Dimensionen künstlerischer Dekonstruktion gewagt würden. Als sie unter dem Beifall der Zuhörer noch anführte, dass sowohl die Heinrich-Böll-Stiftung als auch die Anti-Aids-Kampagne und die Afrika-Brücke die Zakera-Performance unterstützten, war meine Zurückhaltung am Ende. Ich wagte den Eklat, schüttete De Belle und Zakera hochdramatisch, wie ich heute zugeben muss, den Sekt

vor die Füße, titulierte sie mit einem Tiernamen aus dem Urwaldbereich, den ich hier auslasse, und machte den Abgang quer durch die Menge, die vor dem Spielverderber, dem schwarzen Peter, verblüfft oder wütend zurückwich. Seither war meine Beziehung zu Jenny und der ganzen hauseigenen Künstlertruppe etwas gespannt.

Zwölftes Abenteuer: „Love in Chains“

(Dlele findet nach aufregenden Wochen in einem besetzten Heim Unterschlupf bei der evangelischen Christusgemeinde in Berlin unter dem Schutz der Pastorin Sanftleben-Seelband.)

Ich nahm mein beschauliches Leben im Park des „Melanchthon-Forums“ wieder auf. Durch Arbeit von früh bis spät lenkte ich mich von den schmerzhaften Erinnerungen an Hannah Wuttke ab.

Nach einer Woche kam ein mir längst bekanntes Gemeindeglied, Herr Dietmar Lilienkron, zu mir. Wir plauderten zwischen Rhododendronbüschen und Eibengehölzen, ein Wort gab das andere und schließlich rückte Herr Lilienkron mit seinem Anliegen heraus:

„Herr Dlele, ich weiß, dass Sie sich hier als ein anstelliger Gärtner bewährt haben. Und doch: Sollten Sie nicht Ihre wahren Talente fruchtbar anwenden?“

Ich schaute ihn wohl etwas begriffsstutzig an. Er zog eine Zeitung aus seiner Tasche, die „Abendpost“ mit dem denkwürdigen Cambo-Artikel. Ich konnte ein gequältes Seufzen kaum unterdrücken.

„Herr Dlele, ich weiß, wie bescheiden Sie sind. Aber nun Schluss mit der Selbstverleugnung. Sie sollen eine Chance bekommen, Ihr einzigartiges Trommel-Genie auszuleben! Dafür Sorge ich. Frau Pastorin unterstützt mich voll und ganz.“ Lilienkrons erwartungsvollem, drängelndem Blick hatte ich nichts entgegenzusetzen.

Um es kurz zu machen: Drei Tage später verhandelte ich im Begegnungszentrum „Hope“ mit den Leuten vom Bezirk, und eine Woche darauf las ich die Plakate, die alle Jugendlichen zu einem interkulturellen Trommelkurs mit dem bekannten afrikanischen Trommel-Künstler Calvin Dlele einluden. Mein Foto strahlte zwischen großen Trommeln und einer Palme so gewinnend, herzlich und aufgeräumt von der Wand, dass ich mich im ersten Augenblick schockiert abwandte. Ich, der bekennende Trommel- und Rhythmusgegner, der Freund Schubertscher Kammermusik und Bachscher Kantaten, hatte sich aus unermesslicher Gutmütigkeit verpflichtet, jeden Dienstag und Donnerstag der halbwüchsigen, multikulturellen Problem-Klientel des „Hope“ trommelnd den Weg zu Integration und Teilhabe zu weisen. Das Gefühl in meiner Magengrube mulmig zu nennen, wäre eine krasse Untertreibung gewesen. Ich betäubte es, indem ich mir meine andere Seite, die schalk- und eulenspiegelhafte, ins Gedächtnis rief.

Die Sekretärin schob mir bald die Liste mit den Teilnehmern zu, alles halbwüchsige Migranten, wie ich feststellte.

„Wenn die Kids bei einem Kurs angemeldet werden, lassen die Eltern sie eher herkommen. Werden oft streng kontrolliert. Da hat immer einer ein Auge drauf“, meinte die Sekretärin.

Unvergessen bleibt mir meine erste Trommelstunde. Ich hatte geschwankt zwischen zwei Taktiken: entweder überfallartiges Lostrommeln, bis den blutigen Anfängern Hören und Sehen verging oder die Verzögerungstaktik. Als ich nun im Kreis der erwartungsvollen Jugendlichen stand, griff ich doch instinktiv zu Variante zwei. Ich sprach über meine Herkunft, meine Kindheit, Kamerun, die afrikanische Musik und 1000 andere Themen, immer mit Blick auf die Uhr, die mir das glückliche Verrinnen der Zeit verhieß. Bald geriet ich in einen kraftvollen Redeschwung und ehe ich es recht merkte, hörte ich mir zu, wie ich begeistert von meinen ersten Trommelerfahrungen und -höhenflügen schwadronierte. Der Kurs folgte meinen Worten und Gesten mit Hingabe. Das ging eine Weile recht gut, doch irgendwann musste getrommelt werden.

Also gab ich die Parole aus: Einstieg mit freiem Trommeln, Erprobung der Instrumente und ungebremste Expression der Emotionen, gern auch lautstark: „Let it out! Let it flow!“

Das ließen sich die Teilnehmer nicht zweimal sagen. Unvermittelt füllten die krachenden, wummernden und hämmernden Klänge den Raum. Ich saß in der Mitte und mimte mit verzücktem Gesicht und eleganten Handkantenschlägen auf meine Trommel den souveränen Köhner. Bald fiel alle Befangenheit von mir ab. Im Schutz der allgemeinen Kakophonie konnte mir keiner auf die Schliche kommen. Man sah in mir den, den man sehen wollte und der hinter mir vom Plakat strahlte. Immer befreiter, kühner und intensiver geriet mein Spiel der Hände. Ich wagte den Schluss, gebot mit erhobenem Schlegel das Ende, der Lärm verebte und in die Stille hinein ließ ich, wie ich es mir vorher zurechtgelegt hatte, noch drei tief empfundene Meister-Schläge erklingen. Dann brach der Beifall los, ich verneigte mich demütig und wünschte „a nice time“ bis zum nächsten Termin.

Gefangener meines tolldreisten Streichs, studierte ich in den nächsten Tagen fieberhaft die Trommelanleitung „Drums for Dummies“. Die zweite Stunde überstand ich so ganz souverän mit elementaren Schlagübungen, die ich mir intensiv eingepägt hatte und denen das offenbar allseits beliebte freie Trommeln folgte. Ich schwamm auf einer Woge der Sympathie.

Doch das Verhängnis schritt schnell. Vom ersten Tag an hatte eine untersetzte Türkin von etwa 16 Jahren meine Nähe gesucht und mir schöne Augen gemacht. Sie hatte ein Puppengesicht, war brav gekleidet, wenn auch unverschleiert, und wurde nach Ende der Stunde stets gleich von älteren Frauen abgeholt. Leyla war begeistert bei der Sache, doch trommlerisch noch unbegabter als ich, was sie mir gleich sympathisch machte. Ihre Anhänglichkeit steigerte sich aber bald. Sie rückte mir auf die Pelle und legte es darauf an, dass wir uns im wilden Trommeln berührten. Mein Wegrücken führte lediglich zum noch verzweifelteren Nachziehen Leylas. Zuhause fielen mir Leylas Zettel mit verfänglichen Botschaften aus meinen Jackentaschen. Schließlich fand ich eines Tages unten in meinem Trommelbehälter gar als süßen Gruß eine zerquetschte Baklava. Das unbekannte Frankfurter Willkommensgirl Laura fiel mir natürlich sofort ein. Wieder wählte man den indirekten Weg zum Manne über kulinarische Leckereien.

Spätestens jetzt hätte ich mir einen Ausweg überlegen sollen, aber ich ließ das Ganze in meiner Ahnungslosigkeit und Naivität weiterlaufen. Nach der nächsten Lektion bat Leyla mich mit beschwörender Stimme, mir ihr Ohr in einer bestimmten, äußerst dringlichen Angelegenheit zu leihen. Nachdem alle anderen gegangen waren, saßen wir also in der Teeküche des abends verwaisten „Hope“ und Leyla war selig. Sie schien mich mit ihren Blicken zu verschlingen.

Törricht wartete ich auf die Erörterung der Angelegenheit, doch da sprang plötzlich die Tür auf und drei junge Türken bauten sich vor uns auf. Wütendes Geschrei, schrilles Kreischen und dumpfes Poltern füllten den kleinen Raum. Die Eindringlinge, offenbar Leylas Brüder, trieben das unglückliche Mädchen vor sich her aus dem Raum, warfen mir finstere Blicke zu und verschwanden.

Ich war so schockiert, dass meine fahrlässige Naivität endlich erschüttert wurde und Kants Maxime in mir aufstrahlte: „Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.“ Ich erkannte unschwer, dass Leylas Brüder ein aus ihrer Sicht fluchwürdiges Stelldichein gesprengt hatten.

Ernüchtert machte ich mich auf den Heimweg, doch in der Grünanlage am Silcherring stellten sich mir im Dunkeln drei Gestalten entgegen. Die Brüder hatten offenbar noch das Bedürfnis nach weiterer Aussprache. Ich vernahm Wörter wie „Kartoffel“, „Fresse“, „Schlampe“, „Eier“, „Mutter“ und „Messer“. Schwer zu sagen, in welchem inneren Zusammenhang diese Begriffe standen. Doch Semantik war nicht die entscheidende Ebene der folgenden Kommunikation. Kurzum: Es gelang mir nicht, die Leyla-Wächter in Faustkampf, Freistilringen und Kickboxen zu bezwingen.

Dann lag ich neben dem Gebüsch, bis ein hilfsbereiter Passant mir ein Mobiltelefon hinhielt und ich mit der Berliner Polizei verbunden wurde. Ich krächzte irgendetwas in das Gerät.

„Sind Sie noch in Gefahr? Sind Täter in der Nähe?“, meinte eine geschäftsmäßig klingende Stimme.

„Ne, sind ... weg.“

„Gut. Dann kommen Sie morgen aufs Revier, dann füllen wir das Formular aus.“

„Bitte gleich kommen!“

„Schwierig.“ Die Stimme klang nun durchaus mitfühlend. „Personalmangel. Alles im Einsatz. Tut mir wirklich leid. Haben Sie jemand bei sich? Ja? Bis morgen!“

Der Passant schüttelte entgeistert den Kopf. Dann kann ich mich an nichts mehr erinnern.

Als ich tief in der Nacht später im „Herz-Jesu-Klinikum“ erwachte, hätte ich jubeln können: Trotz höllischer Schmerzen zählte ich meine Gliedmaßen nach und stellte fest, dass keines fehlte.

Drei Wochen später hatte man mich so weit zusammengeflickt, dass ich einen ersten Besuch im „Hope“ wagen konnte. Ich wollte eigentlich nur einmal kurz vorbeischaun, doch kaum saß ich mit einem netten Mitarbeiter in der Cafeteria, erschien ein kräftiger älterer Türke mit Anzug und Krawatte auf der Bildfläche, stellte sich als Herr Kilic, Leylas Vater, vor und forderte mich zu einem Gespräch unter vier Augen in seinen alten Mercedes.

Um jeden Streit zu vermeiden, folgte ich ihm. Er kam gleich zur Sache: Ich hätte Leyla entehrt und damit die Familienehre beschmutzt. Er habe Erkundigungen über mich eingezogen und dabei auch erfahren, dass ich Muslim sei.

Dies verändere die Lage natürlich vollständig. Er wolle die Sache mit Leyla und mir einem Friedensrichter in Schöneberg vorlegen. Seinen Söhnen habe er Bescheid gestoßen, dass unter Muslimen solche Dinge anders geregelt würden. Er könne solchen Exzessen wie im Silcherring in meinem Fall überhaupt nichts

abgewinnen. Über solche rein emotionalen Ausbrüche sei man unter Rechtgläubigen eigentlich längst hinweg, das habe man heute in Deutschland gar nicht mehr nötig. Wenn ich Anzeige erstatte, müsste ich mich auf Gegenmaßnahmen seiner Großfamilie einstellen. Sie habe Beziehungen in alle Richtungen, einschließlich Bezirksregierung, Ausländeramt und Kirchenleuten.

Um Zeit zu gewinnen, nickte ich zustimmend. Noch spürte ich die Schmerzen am Hinterkopf, an den Ellbogen und Knien.

Schon am nächsten Tag holte mich Vater Kilic ab und fuhr mich in eine Reihenhaussiedlung in Schöneberg, wo offenbar der Friedensrichter amtierte. Wir standen vor der Haustür und ich las „Mehmet Karagöz“ neben dem Klingelknopf. Eine ältere Berlinerin goß ihre Geranien am Balkon schräg oben und musterte uns neugierig.

Kurz darauf saß ich zusammen mit Herrn Kilic, Leyla und einem ihrer Brüder dem Friedensrichter gegenüber. Wenn niemand hinsah, warf mir Leyla schmachthende Blicke zu. Der Richter saß auf einem ausladenden Sofa unter einer Fotografie der Istanbuler Bosphorusbrücke, steckte beiläufig Kilics Geldscheine weg, rief den Allmächtigen an und ließ sich dann die Geschehnisse erläutern. Ich staunte, wie unkompliziert und zielgerichtet dieses Verfahren ablief, verglichen mit dem, was man über die umständlichen deutschen Gerichte zu hören bekam.

Nach einer halben Stunde erhob sich Mehmet Karagöz, rief erneut Allah zur Hilfe, berief sich auf die Scharia, das heilige Gesetz der Rechtgläubigen, und sprach Recht. Ich hätte Leyla entehrt. Diese Sünde sei durch die Heirat mit dem Opfer meiner Übergriffe zu sühnen.

Mir sauste es in den Ohren. Es gab offenbar nichts, was mir bei meinem Deutschlandabenteuer erspart blieb. Den Rest gab mir aber der umflorte Blick, den mir Leyla zuwarf, bevor sie schamhaft das Kopftuch zurechtzupfte und den Kopf scheinbar ergeben wie ein Lamm senkte. Ihre grell geschminkten Lippen leuchteten blutrot.

Nun, jetzt war Kreativität gefragt. Ich dankte für Herrn Karagöz' Bemühungen, lobte den Ernst seines Spruchs und versprach, mit mir zu Rate zu gehen, bis ich, inschallah, in drei Tagen Antwort geben könne. So endete die Gerichtssitzung in Schöneberg. Beim Verlassen des Hauses winkte die Rentnerin lächelnd vom Balkon.

Am nächsten Tag rief mich Leyla an. Wir verabredeten ein geheimes Treffen im Park der Christusgemeinde. Leyla hing sich an mich. Mit ihren dicken Fingerchen zupfte sie aufgeregt an mir herum. So aufgekratzt hatte ich sie noch nie erlebt. Vorsichtig versuchte ich zu klären, wie ernst es ihr mit der Vorfreude auf die Heirat sei. Verblüfft war ich dann allerdings, als sie mir einen verrückten Plan enthüllte.

„Calvi, kennst du ‚Love in Chains‘? Nein?! Gibbet nich. Pass auf. Da machen wir mit. Dat is Romantik pur.“ Ich verstand kein Wort und ließ Leyla erklären. Mein Verstand sträubte sich mindestens volle zehn Minuten, die emotionalen Strudel zu begreifen, die wenige Zentimeter hinter dem erhitzten Puppengesicht kreisten. Es ging um eine RTL-Show in jeweils 60 Minuten, in der Pärchen von ihren Eltern zusammengezwungen wurden, Raketenstufe 1 sozusagen: Gewalt, Hass, Verzweiflung und irres Leid. Dann aber zündete immer donnerstags nachmittags Stufe 2: Aus Hass wurde Liebe, innig, feurig und endlos.

„Calvi, ich hab uns schon angemeldet! Det is doch unser Ding?!“

„Ja, aber deine Familie?“

„Manno, ik krieg gleich n Föhn! Die ganze Heiratsschose is doch gefakt. Versteh doch, mir steht die ganze Sippe bis Oberkante Unterlippe. Daddy mit seinem Superego im klapprigen Schrott-Mercedes. Mom am Kaffeetisch mit den tratschenden, goldbehängten Tanten. Meine Bros, mal im Fitnessclub, mal im Jobcenter Hartz-4 abgreifend. Ich will da raus. Dazu brauch ich dich. Und die 50000 € von RTL. Dann geh ich nach Hamburg. Oder Izmir. Dann bist du mich los, auf Ehre!“

Ich war platt. Dass die sozialen Erosionserscheinungen auch vor dem muslimischen Milieu nicht haltmachten, war mir neu. Leyla entpuppte sich als durchtriebenes Lüderchen ohne Skrupel.

Eine Stunde später hatte ich jeden Widerstand aufgegeben. Die Alternative, eine weitere Silcherring-Runde, erschien mir noch problematischer als die Scharade fürs Fernsehen. Denn Leyla erpresste mich am Ende ganz offen und schamlos. Sie genoss das Gefühl, im Zentrum des Orkans zu sitzen und die Strippen zu ziehen.

Und so traten wir eine Woche später in einem Nebenraum der Sultan-Mehmet-Eroberer-Moschee vor den Imam Erlogan und wurden mit Allahs Beistand zu Mann und Frau erklärt, während Richter Karagöz und Herr Kilic zufrieden lächelten. Zeugen waren der Moscheefleischer Volkan Öztürk und Karagöz persönlich.

Das war dann auch der erste Schritt zur RTL-Show. Schon eine Woche später rief mich Leyla triumphierend an: Wir waren ausgewählt worden.

Was folgte, war Schwerarbeit. Wir mussten mit einem Kamerateam zusammen die „schrecklichen Stationen unseres Martyriums“, also die Stufe 1, nachstellen.

Tagelang dreht man. Leyla krümmte sich meisterlich unter den imitierten Fausthieben finster blickender TV-Araber, die hier als Eineurojobber zu Werke gingen. Ich brachte es nach endlosen Fehlversuche endlich zuwege, einsam am abendlichen Landwehrkanal mit energisch gerecktem Kinn zu stehen und wild in den düsteren Tiergarten zu starren.

Dann wieder saß Leyla seufzend am Fußboden eines improvisierten rosaroten Jugendzimmer und ritzte sich in Zeitlupe die Unterarme auf, während im Hintergrund die Erkennungsmelodie von „Love in Chains“ dudelte.

Dazwischen wurden gleich die Szenen der Stufe zwei abgedreht: Ich als Schiffschaukelbeschleuniger auf dem Rummelplatz, Leyla anschiebend, dann vier verknäulte nackte Beine auf einer Decke im Tiergarten und, nach mindestens 20 Klappen, ein ultimativer Langzeitkuss im Gegenlicht an der East-Side-Gallery mit der Botschaft: Liebe ist stärker als Beton. Wenn die Kamera wegsah, grinste mich eine quietschvergnügte Leyla geradezu diabolisch an. Sie genoss jede Sekunde.

Nach drei Drehtagen war ich geschafft wie noch nie in meinem Leben. Ich konnte nicht mehr, mir war alles egal.

Den Rest gab mir Ruben Klapp. Klapp war umwerfend charmant, endlos eloquent und umtriebig wie ein Brummkreisel. Als Freund eines der Ko-Darsteller hatte er die Drehorte täglich besucht und sich bald als Aktivist einer Prenzlauer Schwulengruppe geoutet. Sein Anliegen, das er zäh verfolgte, war es, das Problem der Mehrfachdiskriminierung endlich in die geneigte Öffentlichkeit zu lancieren. „Opfer gibbet ja viele. Aber Multiopfer – das sind die Hebel, um der tumben Masse ihre ganzen Komplexe um die Ohren zu schlagen. Synergie-Effekt so zu sagen!“

Wir saßen allein bei Latte macchiato und Ruben rückte näher. „Mensch, Calvin, ist echt stark, wie du den ganzen Rassismus hier wegsteckst. Aber mal ganz ehrlich, du kannst mich steinigen: Ich seh doch beim Dreh, dass du nicht wirklich auf diese Leyla abfährst.“

Verhängnisvollerweise nickte ich. Klapp rückte noch näher und zwinkerte mir zu: „Calvin, ich glaub, ich versteh dein Problem. Diese ganzen Weiber nerven einen smarten Jungen wie dich. Ich weiß doch, was Homophobie in Afrika bedeutet, das brauchst du mir nicht zu sagen. Ich schlag vor, dass du mal bei unserer Schwulengruppe vorbeikommst und wir schauen, wie wir dir helfen können. Hier ist meine Nummer.“

Das war zu viel für meine strapazierten Nerven. Ich nutzte eine Drehpause, entkam zum Bahnhof Friedrichstraße, löste in Panik eine Fahrkarte Richtung Süddeutschland und kippte in Eile mehrere Schwarzwälder Kirschnäpse, um das schlechte Gewissen wegen meiner Flucht vor den herzenguten Menschen um Frau Pastorin zu betäuben.